

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Dienstag, den 7. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Leonine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Heilwig sagte kein Wort. Sie stand an den Mast gelehnt und trank mit großen, durstigen Augen die wunderbare Klarheit dieses sonnendurchtränkten Herbsttages. Eine leichte Brise kräuselte die weite Wasseroberfläche und ließ die blonden Haare an den Schläfen wehen.

Weit saß ihr gegenüber auf dem kleinen Bänkehen, die Hände zwischen den Knien gefaltet. Er hätte so fahren mögen bis ans Ende der Welt.

Da holte Heilwig tief Atem und sagte schwer und langsam, wie in Gedanken: „Ich glaube, Beiti, du und Elisabeth, ihr stammt auch aus Thule. Denn ihr seid so anders wie die übrigen alle in der großen Stadt. In euren Augen ist auch immer ein Hunger und ein Sehnen — fast wie Heimweh.“

Er sah sie an. Wieder brannten die beiden roten Flecken auf seinen schmalen Wangen.

„Ja — ein Hunger und eine Sehnsucht, Heilwig — da hast du recht. Aber das von Thule mußt du mir erklären, das versteh ich so nicht.“

Da erzählte sie ihm mit weicher Stimme von dem, was ihr der greise Ahne einst gesagt. Von all den Menschen, die zusammengehören, weil sie von Thule gekommen sind — der Insel der Treue und der Sehnsucht. Denen das Getriebe und Gehaste der Welt nichts anhaben kann, weil in ihren Seelen stille, starke Lichter brennen, die alles Dunkel erhellen und selbst hinstreben zum Licht.

Als sie schwieg, nickte er ein paarmal.

„Das ist hübsch, Heilwig — o so schön! Das werde ich nie vergessen. Es ist dies Thule wohl bei jedem Menschen ein anderes. Und heißt bei einigen Heimat oder Liebe oder Gott. Bei dir ist die Heimat, Heilwig — und bei Elisabeth ihre Liebe. Es ist wohl immer etwas, was man verloren hat und um das man nun kämpfen oder weinen muß. Etwas, das uns so gleichgültig macht gegen das lächerliche, nichtige Getobe und Geschrei der Welt da draußen. Ach, es sind wohl die meisten irrende Wanderer, die ihr Thule suchen. Es liegt wohl in dem Menschen von Kind an. Und ist wohl im tiefsten und letzten Grunde das ewige Heimweh nach dem verlorenen Paradies.“

Sie waren beide still geworden und sahen über das weite Wasser. Eine weiße Möwe kreiste unablässig um ihr Boot und tauchte schwimmend in wundervollem Fluge in das schimmernde Meer. Ganz leise plätschern brachen sich die Wellen an den hölzernen Planen, und es lag wie ein großes, sattes Träumen über dem gold-durchzitterten Spätnachmittag.

Jetzt holte Beiti tief Atem und sah nach der Sonne, die im Sinken war.

„Wir müssen nun wohl wenden, Heilwig, dieweil es spät geworden ist und die anderen warten werden.“

Sie fuhr zusammen und sah traurig ringsum.

„Schon?“ fragte sie leise und wandte langsam das Schifflein mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, schon“, sagte er schwer — „ich könnte auch so mit dir fahren, Heilwig — immer, immer.“

Über den Türmen von Kostod sank die Abendsonne. Traumsüße Dämmerung senkte sich unmerklich über Meer und Küste. Aus den Warnowwiesen stiegen die Herbstnebel.

Da knirschte der Kahn im Ufersand, und die beiden Zurückgebliebenen stiegen eilends herein. In Elisabeths blaßem Gesicht waren Tränen Spuren zu sehen. Das schnitt Heilwig ins Herz. War denn die Liebe ihrer Base wirklich so traurig und hoffnungslos? Den ganzen Heimweg mußte sie darüber sinnieren. Und schützend wie eine Mutter legte sie den Arm um die Freundin, die sich wie Hilfe suchend an sie schmiegte. So sahen sie Hand in Hand die ganze Heimfahrt. Aus den Wiesen zur Seite des Flusses tönte das leise Zirpen der Grillen, die des Sommers Abschied besingen. Beiti hatte seine Fiedel hervorgeholt und geigte eine stille Weise in den dämmernden Abend. Fridolin Luharts Augen wurden immer kleiner, bis sein Haupt vornüber sank und er einschlief.

Es war der Demminer Wetter mehrere Tage bei den Hasselbachs in Kostod zu Besuch. Und die Ratschherrin, die wünschte, daß Heilwig frischer und fröhlicher aussehe, als es sonst ihre Art war, ließ den Mädchen diese Zeit über mehr Freiheit in Feld und Garten.

Es war so um die Mitte des September. Fridolin Luhart war wieder abgereist, und das alte Leben ging seinen gewohnten, schleichen Gang im Hasselbachshaus. Da geschah es eines Vormittags, als Heilwig just mit einem Stoß frischer Wäsche die Treppe heraufkam, daß Frau Kathrine den Kopf aus der Bohnstube steckte und mit gedämpfter Stimme den Namen des Mädchens rief.

„Komm einmal zu uns ins Wohnzimmer, Heilwig. Der Oheim und ich haben Wichtiges mit dir zu besprechen.“

Darüber verwunderte sich Heilwig und trat fast zögernd über die Schwelle, ihre Wäsche immer noch fest im Arm.

Frau Kathrine setzte sich wieder auf ihren gewohnten Fensterplatz an das Spinnrad, indes der Ratschherr sich fast verlegen in seinem großen Lehnstuhl hin und her schob und ungeduldig mit allen zehn Fingern durch den schwarzen Bollbart fuhr. Heilwig legte die Wäsche auf den Tisch und sah wartend von einem zum anderen. Da räusperte sich der Ratschherr und legte dann beide Arme wie in festem Entschluß auf die Seitenlehnen seines Stuhles.

„Also, mein Kind, wir hätten heute ein ernstes Wort mit dir zu reden. Du brauchst nicht so erschrocken dreinzusehen. Denn eigentlich ist es ja etwas sehr Erfreuliches und eine Jungfrau allemal Hochehrendes, wenn ein ehrbarer Mann in allen Züchten um sie wirbt.“

Er machte eine kleine Pause, wie um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Aber Heilwig machte nur ein erstauntes Gesicht und sah mit großen Augen fragend vom Oheim zur Muhme und dann wieder von der Muhme zum Oheim.

Da räusperte sich der Ratsherr zum zweitenmal und fuhr erhobenen Tones fort: „Es hat nämlich der sehr ehrenwerte Fridolin Luhart gestern bei uns um deine Hand angehalten, dieweil er dich, Heilwig, zu seiner Ehefrau begehrt.“

Beide Hasselbachs sahen nun gespannt auf und erwarteten bei Heilwig ein jungfräuliches Erröten und verschämtes Neigen ihres blonden Kopfes.

Aber Heilwig stand unbeweglich. Nur ihre Augen waren immer größer und erstaunter geworden. Dann begann es plötzlich um ihre Mundwinkel zu zucken. Und jetzt brach sie in ein so helles, schallendes Lachen aus, wie man es noch nie bei ihr gehört hatte. Beide Hände schlug sie zusammen und lachte immer noch.

„O Oheim! O Frau Ruhme! Das ist doch wohl nimmer möglich? Das muß ganz gewiß ein Irrtum sein!“

Die beiden Alten sahen sich stirnrunzelnd an und schüttelten die Köpfe.

„Aber, Heilwig, bist du von Sinnen? Bei so ernster Angelegenheit lacht man doch nimmer so toll“, sagte verweisend der Ratsherr.

Frau Kathrines Angesicht aber war vor Zorn so hochrot geworden, daß sie kein Wort in diesem Augenblick hervorbringen konnte.

Heilwig war einen Schritt näher gekommen und stützte beide Hände fest auf den Tisch. Sie hatte sich ein wenig vorgebeugt, und ihre Augen flammten. Ganz ernst war sie jetzt geworden, als sie sprach: „Nein, Oheim, ich habe, weiß Gott, seither auch immer gedacht, so etwas sei eine ernste Angelegenheit. Und da kommt einer daher und betreibt es wie ein närrisches Spiel. Nur wenige Tage erst bin ich zusammen gewesen mit diesem Fridolin Luhart. Geredet haben wir wenig und nur ganz nebensächliches Zeug miteinander. Und nun kommt er und begehrt mich zum Weibe?“

Sie schüttelte den Kopf und sah ratlos vor sich hin.

„Das verstehe ich nimmer, Oheim. Soll das etwa die Liebe sein? Die habe ich mir anders gedacht. Nicht so — o nein, nicht so!“

Jetzt hatte die Ratsherrin ihre Sprache wiedergesunden.

„Also nicht so hat sich die Jungfrau die Liebe gedacht? Wie denn, möchte ich fragen? Wohl heimlich hinter unserm Rücken, mit Tuscheln und Küssen, wie? Dies geht ihr wohl zu anständig und ehrbar zu in unserm Hause, he? Und diese große Ehre, daß ein so vermögender, biederer Mann, wie mein Nefse, um sie wirbt, das weiß sie überhaupt nicht zu würdigen? Lachen tut sie darüber? Und ich sage dir, Heilwig, du sollst noch weinen — bitterlich weinen über deinen sinnlosen Hochmut!“ Der Ratsherr hob begütigend die Hand.

„Nun, nun, Kathrine, nicht immer gleich so hitzig werden! Heilwig ist jung und unerfahren und hat sich die Sache nicht so überlegt. Es kam ihr wohl alles zu plötzlich. Nun mag sie erst einmal in Ruhe darüber nachdenken und alle Für und Wider überlegen. Kommt Zeit, kommt Rat. Du wirst dich schon noch eines Besseren besinnen, mein Kind. Des bin ich sicher. In etlichen Tagen reden wir wieder über diese Angelegenheit. Und nun gehabt euch wohl, ich muß ins Rathaus.“

Er stand auf und ging schweren, wuchtigen Schrittes zur Tür hinaus. Denn er liehete keine Familienszenen und ging ihnen gern aus dem Wege.

Schweigend blickte sich Heilwig und nahm ihre Wäsche wieder auf den Arm. Schweigend ging sie hinter dem Oheim her aus der Tür. Es war ein dumpfes Summen in ihrem Kopf und ein großes, fortwährendes Verwundern.

Es war ihr zuerst vor allem darum zu tun, mit Elisabeth zu reden. Sie fand sie endlich oben auf dem Boden des spitzgiebeligen Hauses, wo sie Zwiebeln zum Trocknen ausbreitete. Auf eine umgestülpte Kiste setzte sich Heilwig zu der anderen und berichtete ihr von dem eben Erlebten.

„Hast du so etwas für möglich gehalten, daß er um mich werben würde, Elisabeth? Das scheint mir so ein widersinniger und lächerlicher Gedanke, der mir nie und nimmer gekommen wäre.“

Fortsetzung folgt.

Abend auf dem Wasser.

(Eine Segelfahrt durchs Wattenmeer.)

Unser Schiff liegt am „Hlinthörn“ der ostfriesischen Insel Langeoog und wartet auf die Flutwelle, um zum Festland zurückkehren zu können. Hier ist zwar Wasser genug, und wenn wir um die Ecke gehen, dann haben wir sogar die ganze Nordsee vor uns. — doch das nützt uns nichts im Watt, denn dort ist zurzeit überhaupt noch kein Wasser. Jetzt ist es 7 Uhr abends, und um diese Zeit beginnt heute das Wasser nach der Ebbe wieder zu steigen, um nach 6 Stunden und 20 Minuten die Fluthöhe zu haben, die eine Wasserzunahme um etwa 4 Meter bringen wird. Der Schiffer ist vorsichtig und erklärt, noch eine halbe Stunde warten zu wollen, da er sonst vor dem Festland liegen müsse, wenn die Wassertiefe nicht zur Einfahrt ins Stieltief von Dornumerfiel reiche. Und wenn etwa der Wind stärker würde (er sieht beloragt zum dunklen Südwesthimmel), dann wäre es im Interesse der Mitfahrenden immerhin besser, hier an der Sandbank zu warten. Die meisten steigen daraufhin nochmals aus, um entweder ein Stück Wegs zu den Dünen von Langeoog zurückzulegen oder an den Muschelbänken unter den Millionen von Muscheln nach Seltenheiten zu suchen.

Endlich aber ist die Abfahrtszeit gekommen. Der Schiffer legt das Segel, und dann kreuzt das Schiff langsam fort. Plätschernd schlagen die Wellen gegen den Bug, und gelegentlich kommt auch ein Spritzer über das Schiff und gibt jedem einige Tropfen salzigen Wassers. Die wirklich und angeblich Sachverständigen unter uns sind sich darüber klar geworden, daß das im Südwesten stehende Unwetter nicht zu uns kommt, so daß wir alle beruhigt den schönen Abend genießen können. Die Beruhigung überträgt sich bald auch auf Wind und Wasser, und nach kurzer Zeit brauchen wir nicht mehr „Kopf weg“ zu rufen, wenn das Segel überschlägt, sondern treiben mit schlaffer Segelleinwand im Schneidentempo dahin. Doch es ist für Abhilfe gesorgt: der Schiffer turbt den Motor an, den in neuerer Zeit schon jeder Fischer hat, und gleich darauf machen wir flotte Fahrt.

Seitlich von uns, über der noch kaum sichtbaren Insel Waltrum, geht in zauberischer Schönheit die Sonne unter. Drohendes Gewölk umrahmt sie, rotgolden entzündet, und läßt sie in einer unwahrscheinlich grellen Gloriosa langsam verschwinden. Aus Regenwolkenwänden schießen dort dunkle Streifen in riesiger Breite zur Meeresoberfläche nieder und ersäulen von heiligem Regen, der in jener Gegend fällt. Immer stiller wird es auf dem Wasser, und als schließlich das Schiff neben einer Telegraphenboje hält (weil wir zu schnell ankamen, die Flut aber zu langsam), da liegen wir in traumhafter Stimmung in der Dämmerung zwischen Langeoog und der Küste. Die Damen stimmen Volkslieder an, von denen besonders einige schöne Volkslieder zu unserer Lage passen, und der Schiffer bereitet das ostfriesische Nationalgetränk: einen starken Tee mit Kandiszucker und Sahne. Ab und zu plätscht es im Wasser, wenn ein Fisch herausloringt, und jeder wendet den Blick dorthin. Dann blinkt von Nordenern her, wo am Tage bei klarem Wetter stets wie ein Nietenfinger der etwa 60 Meter hohe Leuchtturm erkennbar ist, das Leuchtfeuer auf, das nun regelmäßig sein riesiges Strahlenbündel freisetzt. Und wie es dunkler wird, so blinkt hier und da am Land, von dem uns der weiche, noch nicht überflutete Schlick des Wattes in einigen Kilometern Breite trennt, in den Häusern eine Lampe auf.

Es ist fast unmöglich, die Schönheit eines solchen Abends zu beschreiben, den man durch einen Zufall — die ständig wechselnde Flutzeit hat es gerade gewollt — hier vor Anker ruhend verbringt. Wieder klingt weich aus Frauenmund ein Lied über das Wasser, und leise plätschern die Wellen an unserm Schiff und an die Telegraphenboje. Dann hebt man am Horizont sich eine Stelle leicht erhellen. Dort würde jetzt der Mond sichtbar sein, wenn nicht die Bewölkung es verhindern würde. Aber langsam weicht unter dem Einfluß des unsichtbaren Mondlichts doch die dunkle Nacht wieder einer bleigrauen Dämmerung.

Der Schiffer hat eben aus seinem Vorrat den letzten Doornicat-Genever an die Vertreter des stärkeren Geschlechts ausgegeben und die Damen haben nochmals die Tüte mit Süßigkeiten freisetzen lassen, da heißt es: „Wir können weiterfahren!“ In der Unterwelt beginnt der Motor zu rumoren, und mit elegantem Boagen fährt unser Schiff in den Flusslauf ein, der nun bei steigender Flut Wasser genug für uns hat. Blöcklich ertönt der Ruf: „Meerleuchten“, und wirklich leben wir nun, wie die Rämme der vom Schiff verzuckelten Wellen und der Strudel hinter der Schiffschraube silbern blitzen. Das ist kein Blinken; wie es etwa der Mond erzeugen könnte (der ja übrigens zurzeit nicht scheint), sondern jenes geheimnisvolle Aufleuchten der winzigen Kleintiere im Wasser, das man an milden Abenden überall im Meerwasser beobachten kann. Wie silberne Bänder laufen die Linien einige Meter weit neben dem Schiff her, bis das Wasser sich etwas beruhigt hat und die geheimnisvolle Welt der leuchtenden Infusorien, die gewissermaßen ein Gegenstück zum Leuchtkäfer auf dem Festland bildet, wieder versinkt. Und bald hört die Erscheinung ganz auf, denn allmählich vermischt sich nun das salzige Seewasser zu stark mit dem Süßwasser, das vom Siel aus den Mooren ins Meer übergeführt wird.

Vorsichtig fährt der Schiffer durch die schmale Rinne, in der wir noch mehr als einmal süßen, wie das Schiff den weichen Grund berührt. Einige Stunden noch, dann wird hier, wo wir jetzt die flachen Ufer und dahinter das

Ischlammige Watt im Salzbüchel wahrnehmen können, eine ununterbrochene Wasserfläche sein. Aber so lange draußen vor der Einfahrt zu warten, wäre für uns der späten Stunde wegen weder erwünscht noch der Sicherheit wegen überhaupt ratsam gewesen. Nun treten schwarzer umrissene Schatten vor uns aus der Dunkelheit heraus: Häuser, Bäume, eine Windmühle. Und gleich darauf legt das Schiff an, und wir mühen eine steile Leiter zum Aufstieg an das Land benutzen, wo wir vorher bei hohem Wasserstand nur einen kleinen Sprung ins Schiff getan hatten. Wohl jeder von uns stand auf dem Heimweg noch unter dem Eindruck dieser einsamen, stimmungsvollen Rückfahrt. Max Berkow.

Pflicht.

Von Alfred Manns.

Oskar Lange hatte die gesamte Helgenanlage der großen Werft unter sich. Die Vorbereitungen zum Stapellauf des neuen Riesendampfers hatten gestern bis in die Nacht hinein gedauert. Angekrenzt war gearbeitet worden. Der Schlitten, die Schmierung, die Verdrahtung, die Einzelteile der hydraulischen Abstoßvorrichtung hatte Oskar bis ins kleinste geprüft. Nun konnte es nicht mehr geben. Das wußte der Ingenieur und deshalb schloß er ruhig und ein wenig lange. Als er hochkam, schlug es sieben ein halb; um neun sollte das Schiff ablaufen.

Rasch kleidete er sich an und verzehrte das Frühstück. Seine Junggefellenswohnung lag außerhalb der Stadt, auf halbem Wege zwischen dieser und der Werft, an der breiten Deersstraße.

Für die Zeitung war heute keine Ruhe. Noch der Brief hier, für den mußte es noch langen. Die liebe, bekannte Handschrift grüßte ihn zu warm und verlockend.

Behaglich lehnte sich Oskar zurück. Die drei köstlichen Minuten wollte er genießen. Behutsam öffnete er mit seinem Taschenmesser den Briefumschlag und begann zu lesen.

Liebster! Vater verweigert uns die Einwilligung. Durch Telegramm werde ich nach Hause gerufen. Morgen um 2 Uhr fahren wir von Sahnis nach Schweden. Bitte, alles ist in Ordnung. Wer weiß, wohin mich mein Vater von Stockholm aus schickt. Er will mich mit meinem Vetter Brage verheiraten. Liebster, ich bin so nutzlos, ich habe nur Dich allein, aber Du hast Kraft für uns beide. Um 9 1/2 Uhr morgen komme ich dort an, dann sehen wir uns, und was Du sagst und beschließt, das soll geschehen, und das zu tun, bin ich auch stark genug, was es auch sei.

Bis morgen, Liebster."

Den Brief hinter sich haltend, ging Oskar in unbeschreiblicher Erregung einige Male im Zimmer auf und ab.

"Das soll und das wird nicht sein", murmelte er zwischen den Zähnen, und aus seinen Augen blitzte feste Entschlossenheit. Blöcklich blieb er stehen und sog die Uhr.

In ein und einer halben Stunde läuft der Zug ein. Schön, wir wollen doch mal leben, ob wir das Schicksal nicht zwingen können. So nahe das Glück für uns beide, und da sollte es uns entweichen, womöglich sich in Elend verwandeln? Das gibt's nicht, das läßt sich Oskar Lange nicht gefallen.

Mit einem Male suchte er zusammen.

"Serrant, der Stapellauf! Sollten die Verhältnisse doch stärker sein?" Von neuem nahm er seine Reize durch das Zimmer auf. Nein, nein. Etwas gilt auch der Mensch in mir. Ich habe gekämpft und gewirkt, ich habe mir keine Ruhe gegönnt, wo ich glaubte, daß meine Arbeit notwendig sei. Vieles eine Mal werde ich auch wohl an mich denken dürfen. Ich bin jung, aber alles, was ich mir vom Leben erhoffte, hängt von dieser Stunde ab, und nichts davon, daß ich persönlich beim Ablauf zugegen bin. Man wird es mir übel nehmen und in der Form ist's ein Unrecht, denn in solchen Augenblicken muß der Leiter der Anlage zur Stelle sein. Aber es kann nichts passieren. Noch vor fünf Stunden war alles in allerhöchster Ordnung. Die Meister und Kollege Liebs wissen Bescheid. Soll ich da mein Lebensglück für nichts achten?"

Langan setzte sich wieder.

Die Pflicht mußte voran gehen, wenn ich unentbehrlich wäre. Das ist nicht der Fall, so genau und so ehrlich ist's auch erwäge. Nein, einer Form will ich mich nicht opfern und vor allem nicht Siarid. Übrigens, ich habe noch Zeit, kann ja nochmals die ganzen Vorbereitungen übersehen, alles durchgucken und mich bei der Direktion entschuldigen.

Er nickte: "So wird's gemacht!" Zwei Minuten später war er auf der Straße und in einer guten Viertelstunde an Ort und Stelle.

Das Schiff lag wundervoll auf. Gerüste, Stützen, Ketten, Taus, alles, wie sich's gehörte und wie es Langan die Nacht verlassen hatte. Die Abstoßvorrichtung arbeitete gut und lief tadellos gleichmäßig.

Nun, alatt wie immer, Herr Langan?" fragte der Direktor, den Oskar bei der Gasktribüne traf.

"Jawohl, Herr Direktor, ein Kind besornt es jetzt. Und doch wage ich eine Bitte: Würden Sie mich für heute vormittag beurlauben? Ich weiß, das ist unbedeuten, aber Sie dürfen überzeugt sein, ich würde Sie nicht bitten, wenn es sich um eine Kleinigkeit handelte."

Der Direktor sah den jungen Ingenieur prüfend an.

"Ich vermitte Sie ungern", sagte er nach einer Weile, "aber Sie sind ein ernster Mann, ich vertraue Ihnen. Hoffentlich wird das alles klappen. Na, dann geben Sie nur."

"Ich danke Ihnen."

Mittlerweile war es Zeit geworden. Oskar besprach sich noch einmal mit seinem Vertreter und den Meistern. Dann entfernte er sich. Es war jetzt drei Viertel auf neun. Mit der Elektrischen und in Autos lannten die ersten Gäste an. Langan eilte an ihnen vorüber. Er wollte keine Minuten des Beilammenleins opfern, denn der Zug fuhr eine halbe Stunde später weiter.

Er dachte jetzt nicht mehr an den Stapellauf, er dachte nur an das Eintreffen des Zuges und die halbe Stunde, die über sein Schicksal entschied, in gutem Sinne entschied. Bief Verantwortung würde sie ihm bringen, denn das, was er vorhatte, war schwerwiegend. Aber er war kein Knabe mehr und seinem Charakter durfte er vertrauen. So was er dann wohl ernst, aber nicht bange. Was geschehen würde, war ihm klar, ein sicheres Gefühl hatte er, daß er nicht nur ein gutes Recht, sondern auch die Pflicht hatte, das Glück Siarids und das eigene jetzt in seine Hand zu nehmen.

So langte er auf dem Bahnhof an. Es war noch fünf Minuten bis zur Ankunft des Berliner Zuges.

Klopfenden Herzens begab er sich auf den Bahnsteig und krähte nach Süden. Eben wurde der Zug von der letzten Station abgemeldet. Langsam kam das Einfahrtszeichen hoch. Noch drei Minuten.

Da plöcklich wurde mit hastigem Griff sein Arm gefaßt.

"Mensch, Langan, sofort hinunter ins Auto. Der Präsident" sieht fest. Kein Mensch weiß, woran es liegt. Liebs hat den Kopf verloren. Die Meister laufen herum wie die Hühner und suchen wild, aber sie finden nichts. Nur Sie können's machen. Sie wissen alles bargegenau. Mann, Langan, was befinnen Sie sich? Jede Sekunde, die Sie verweilen, kann das Schiff umkippen und keine Nacht kriegt es wieder hoch, es ist alatt verloren."

Oskar war totenbleich geworden. Ganz von ferne sah man den Zug herankommen. Sekundenlang jögerte er, startete noch einmal den Zug an und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, wie um etwas daraus zu vertreiben, dann gab er sich einen Ruck und, in den Mienen einen Ausdruck steiferner Ruhe, eilte er dem andern voran die Treppe hinauf. Hinein ins Auto ging's, das in rasendem Tempo der Werft zulagte.

Hier befand sich alles in unbeschreiblicher Aufregung. Die Gäste hatten das Gelände verlassen.

Zwei technische Direktoren, Ingenieur Liebs und die Helgenmeister standen in einer Gruppe. Die Direktoren redeten eifrig, die andern schwiegen mit niedergeschlagenen Mienen. Alle blickten voll ängstlicher Spannung auf den Koloss, der etwas schief zur Helgenachse und, was beinahe noch schlimmer war, leicht geneigt gegen die Vertikale, auf dem Schlitten lag.

Da laufte das Auto an.

Langan blieb nicht stehen. Mit kurzem Gruß ging er an Ort und Stelle.

Nach kurzer Prüfung sagte er: "Die Wasserdruckleitung hat auf dem rechten äußeren Arm der Abstoßvorrichtung für ein oder zwei Sekunden verlagert. Es ist alles wieder in Ordnung, man sieht nichts mehr daran, nur hier ist der Beweis: An dem rechten Prüffertender ist der Eindruck geringer als an dem anderen."

Schon war Oskar weiter. Er achtete nicht seines Anzuges, froh überall herum, seine Befehle tönten laut und entschieden. Durch fast zweizöllige Gucktaulaue ließ er das Schiff an gewissen Stellen mit den Helgen verbinden, an dem gegenüberliegenden aber die Bordwände durch Eichenstämmen abstützen.

Nun wurden auf dem Schlitten vier kleine Hemmungen, dort neue Schmierfetten angebracht.

Fünf Stunden ununterbrochen währte die Arbeit. Alle Beteiligten setzten ihre äußerste Kraft ein und — — das Leben. Denn es war durchaus nicht sicher, daß das Schiff sich halten lies.

Endlich richtete Langan sich auf. Was Menschenkunst vermochte, war geschehen. Ein Tau nach dem andern, ein Stützbalken nach dem andern wurde entfernt. Jetzt lag nur noch das Hauptteil.

Pos!"

Ein Zittern durchfuhr den gewaltigen Stahlrumpf. Ein leichtes Schaukeln nach rechts und links, das den zurückgehenden Werkleuten das Blut erstarren machte, dann ein langsames, sicheres Abgleiten. Tief laut der Körper unter, sofort hob er sich wieder, eine mächtige Welle rauschte auf. Der Schiffsriese schwamm.

Zubellschreie ertönten. Die Gesichter der Direktoren strahlten. Oskar Langan aber gina, ohne sich um irgend jemanden zu kümmern, nach Hause.

Erschöpft laut er in einen Sessel; er zog den Brief heraus und las noch einmal. Die körperliche Anstrengung, die verhaltene seelische Qual hatten seine starke Kraft bezwungen. Eine halbe Stunde sah er so. Die Zähne in die Unterlippe gearaten, startete er vor sich hin.

Langsam, ganz langsam belebte sich sein Blick. Und mit einem Male sprang er auf, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und nun leuchteten seine Augen.

Unsere Motoracht host den Führer reichlich ein. Es ist noch nicht zu spät. Wir wollen doch noch das Schicksal zwingen!"

Dürfen Frauen Entfettungskuren machen?

Der jüngst erfolgte Tod einer jungen Wienerin, sowie Erkrankungen vieler Frauen infolge von Abmagerungskuren lassen eine ernste Warnung vor derartigen Maßnahmen um so angebrachter erscheinen, als es sich meist nicht um abnorme oder ungelunde Fettbildungen bei den Frauen handelt, sondern um normale oder etwas übernormale Körperzunahme, die lediglich der Mode widerspricht, deren Befehl heute heißt: Schlanksein!

Die krankhafte Fettsucht muß natürlich vom Arzt behandelt werden, denn sie ist oft auf eine mangelhafte Tätigkeit der Schilddrüsen zurückzuführen oder auf einen nicht ordnungsmäßigen Stoffwechsel, so daß ein großer Teil der Nahrung, entgegen seiner Bestimmung, sich nicht in Blut und Muskelfasern, sondern in Fett verwandelt. Eine nur vom Arzt zu verordnende, angemessene Lebensweise, Entziehung fettbildender Stoffe, Bewegung, Turnen und Brunnenkuren in Verbindung mit sorgfältig und sachmännlich ausgesuchten Arzneimitteln werden da mit Erfolg und ohne Schädigung der Gesundheit verordnet werden. Aber die Abmagerungskuren, die zu den schwersten Gesundheitsschädigungen führen, werden gar nicht von Fettsüchtigen angewandt, sondern von jungen Frauen und Mädchen, deren Taille zu wünschlich übrig läßt. Da diese jungen Frauen meist natürlich keinen Arzt zu Rate ziehen, so verordnen sie sich Gegenmittel selbst oder lassen sich von guten Freundinnen und Quacksalbern diese verordnen. Solange es sich nur um sogenannte Hungerkuren handelt, ist es meist nicht schlimm, denn der hungernde Körper meldet sich rechtzeitig und unerbittlich von selbst und ferner handelt es sich meist nur um die Entziehung allzu reichlicher Nahrungsmittel. Trotzdem ist natürlich auch diese Kur nicht ungefährlich, wenn sie nicht vom Arzt vorgeschrieben und kontrolliert wird. Denn nur der Arzt kann bestimmen, welche Nahrungsmittel ohne Schwächung des Körpers fortbleiben dürfen. Besonders die sogenannten „Milchkuren“, die darin bestehen, daß die Frauen lediglich Milch genießen, führen sehr oft zu sehr starken Schwächungen und Untergrabung der Gesundheit. In allen diesen Fällen handelt es sich wenigstens noch um Maßnahmen, die den Körper nicht direkt aufs schwerste gefährden.

Von allergrößter Gefahr und nahezu wahnsinnig ist es, wenn die Frauen Pillen, Tabletten und Drogen aller Art gebrauchen, die sie irgendwie erhalten haben oder angepriesen hörten. Die wirkliche Wirkung dieser Entfettungsmittel auf den Gesamtorganismus kennen die Frauen naturgemäß überhaupt nicht, und sie wissen nicht, daß nach der Entfettung diese Drogen noch eine Nachwirkung haben, die schweres Siechtum bedeutet. Denn das Fett mag oft verschwinden, aber leider liegt es nicht in der Hand der Frau, die Wirkung dieser Mittel bei dem gewünschten Ziel zu beenden, sondern die Mittel wirken gegen den Willen der Frau unaufhaltsam weiter, und äußern sich in den nachhaltigsten Formen auf das Herz, auf die lebensnotwendige Tätigkeit der Drüsen und auf die Gefäße des Körpers und führen so, wie es der Fall der jungen Wienerin zeigt, nicht nur zu einer schweren Schädigung der Gesundheit, sondern manchmal sogar zum Tode.

Es ist darum nicht nur leichtfertig, sondern fast verbrecherisch gegen sich selbst, ohne ärztlichen Rat dem Körper bezartige Stoffe zuzuführen.

Entfettungskuren aller Art gibt es ja genug, die den Körper schlank und geschmeidig machen, ohne daß man ihn durch artfremde Stoffe vergiftet. In erster Reihe ist eine Einschränkung einer zu üppigen Lebensweise erforderlich, schon um der Fetttankammlungen vorzubeugen, Vorbeugung ist überhaupt die günstigste und leichteste Art der Entfettung. Zu viel Essen und zu viel Trinken, wodurch meist die Fettbildung entsteht, ist nicht nur ungesund, sondern auch schädlich. Es beansprucht die innere Tätigkeit des Körpers zu stark, führt Müdigkeit und Fetttank herbei. Wichtig ist ferner jede Art von Sport, besonders Turnen, wobei etwaige Fettbildungen durch eine stärkere Verbrennungstätigkeit des Körpers beseitigt werden. Die Art des Sportes kann jeder Frau überlassen bleiben, Tennis, Turnen usw. sind alle gleichmäßig gut. In schwereren Fällen dürfte Massage von großem Erfolge sein. Aber auch alle diese an sich harmlosen Maßnahmen dürfen unter keinen Umständen ohne ärztliche Beaufsichtigung angewandt werden, da der Laie niemals übersehen kann, wieviel er seinem Herzen zumuten darf. Eine Überspannung dieser sportlichen Tätigkeit, zu der man oft neigt, um schnell die Wirkung der Entfettung zu spüren, kann auch zu einer schweren Schädigung des Körpers führen, da dadurch der Herzmuskel zu sehr überanstrengt wird, was unter Umständen eine Schwächung des Herzens bedeuten kann. Nur der Arzt allein kann auf Grund regelmäßiger Beobachtung entscheiden, was dem Körper zuträglich ist. Vor allem aber sei nochmals mit allem Ernst und Nachdruck darauf hingewiesen, daß alle Entfettungskuren mit Hilfe von Drogen gesundheitsstörend und sogar lebensgefährlich werden können.

Falsche Erziehungsmethoden.

Es wird oft geklagt über mangelhafte und schlechte Erziehung der Kinder. Ebenso schlimm, vielleicht noch schlimmer, ist aber das Gegenteil, wenn sie die Mütter mit all zu großem Eifer der Erziehung des Kindes, das dann meist das einzige ist, widmen. In jeder Minute wird dann auf das Betragen des Kleinen geachtet, jede Handlung beobachtet, bei jeder nur möglichen Gelegenheit wird forrigit und ausgefragt. Diese, vielleicht ganz gut gemeinte Erziehungsmethode ist aber grundfalsch und sehr gefährlich. Gerade durch zu große Aufmerksamkeit werden viele nervöse Gewohnheiten, Unaufrichtigkeiten und andere Übel schon in der Kindheit ausgebildet. Wenn man den Kindern allzu oft sagt, daß sie etwas nicht tun sollen, prägen sich erst recht die kleinen Fehler und Ungezogenheiten dem kindlichen Gedächtnisse in, und es kann gerade das Gewohnheit werden, was sonst vielleicht sich nach einer Weile von selbst ergeben hätte. Das Höchste und Beste, was man dem Kinde tun kann, ist, es für sich leben lassen und sich, wo es nicht direkt Untugenden auszurufen gibt, nur von ferne in sein Reich zu wagen. Das Kind hat in Spiel und Ernst seine eigene Welt, in der die Großen sich nicht mehr austun. Die Mutter, die alles wissen, alles leiten will, wird zu leicht zur Peinigerin ihres Kindes. Sogar kleine Geheimnisse soll man seinem Kinde nicht verwehren; um so sicherer wird es mit den großen Sorgen sich uns anvertrauen.

Ein Frauengehebuch.

Eines eigenartigen Gehebuches erfreuen sich die Frauen von Hindostan. In diesem Buche stehen ihre Rechte schwarz und weiß verzeichnet. Siben weiße Frauen, denen sehr göttliche Ehren zuteil werden, haben dieses wichtige Buch verfaßt. Danach werden sämtliche Männer in Klassen eingeteilt: in „anständige“, in „halbe“ und in „Hulbul-Hupla“. Unter den anständigen versteht man solche Männer, die imstande sind, eine Frau anständig zu ernähren. Die halben vermögen dieses nicht. Deren Frauen müssen selbst Hand anlegen, das tägliche Brot zu erwerben. Sie können allg auf gleiche Achtung wie die Anständigen keinen Anspruch haben. Eine Frau, die von einem Halben geschlagen wird, hat das Recht, ihn wieder zu schlagen. Außerdem darf sie ihm auch Haare aus dem Barte ziehen. Am schlimmsten haben es die Hulbul-Hupla, deren Frauen haben nach dem Gehebuche das Recht, zehn Tage hindurch außer dem Hause zu bleiben, und die Männer dürfen sich nicht einmal erkundigen, wo sich die Frau Gemahlin während dieser Zeit herumgetrieben hat.

Die praktische Hausfrau.

Harz- und Wachsfloden aus Sammet zu entfernen. Man besudelt die Floden mit Benzin, lege Löschpapier darauf und halte die betreffende Stelle mit der Unterseite auf einen Kessel mit heißem Wasser. Das Wachs oder Harz schmilzt und zieht in das Löschpapier ein. Danach überfährt man den Sammet sanft mit Weingeist und bürstet ihn mit dem Striche aus.

Was macht man mit alten Semmeln? Alte Semmeln besudelt man vor dem Aufbacken mit klarem Wasser und stülpt — ehe man die Semmeln in den Backofen oder die Kühle oder den Herd legt — ein gleichfalls mit Wasser ausgepültes, abschließendes Gefäß über die Brötchen. Die Semmel von gestern und vorgestern schmeckt auf diese Art aufgebakten wie ganz frische und wird genau so locker und knusprig wie sie war.

Salzbarer Kitt für Porzellan und Gips. Man erwärme die Bruchstücke, bestreiche sie mit Wasser, lasse sie fest zusammen und lasse sie einige Tage trocknen, bis der Kitt hart geworden ist. Das vielleicht herausgequollene wird mit einem Messer (nach dem Trocknen!) verputzt.

Verdichten der Fenster. Um undichte Fenster gegen Zugluft abzuschließen, nagelt man diese Moosstränge an der äußeren Seite der Fenster fest, was zugleich sehr freundlich aussieht. Das grüne Moos wird ganz dicht um eine derbe Weidenrute oder Strobleil gebunden.

Reinigte Geräte zu behandeln. Mit Öl und einem weichen Lappen allen Schmutz entfernen, dann mit einem reinen Fensterleder nachpolieren. Re heißes Wasser oder gar Sodawasser oder sodahaltige Küchenseife benutzen! Auf japanische oder chinesische Teebretter dürfen nie heiße Gegenstände gestellt werden, auch vermeide man tunlichst das Hin- und Herschieben der Tassen.

Aufheben gebrauchter Wäsche bis zum Waschtage. Schmutzige Wäsche (besonders Hand- und Küchentücher) ist immer feucht und stinkt deshalb leicht. Man muß sie deshalb, wenn irgend möglich, hängen, jedenfalls aber an einem Ort aufheben, an welchem frischer Luftzug Zutritt hat. Bei dieser Gelegenheit ist es gut, alle schmutzigen Stücke sofort heißer zu legen und noch vor dem Waschen auszubellern. Geschieht das nicht, so wird der Schaden beim Waschen noch größer und der Wäschevorrat wird sich bald vermindern.